

Mitchell Hogan

Die Feuer von Anasoma

Das Buch

Caldan ist zehn Jahre alt, als seine Eltern von den Schergen des Kaisers ermordet werden. Er selbst entkommt seinen Verfolgern und findet in einem Kloster Unterschlupf, wo er von den Brüdern in den Grundlagen der Arkanen Magie unterrichtet wird – denn Calden ist talentiert. Eines Tages, so hofft er, wird man ihn als Novizen in den Orden aufnehmen. Doch acht Jahre später zerbricht dieser Traum in tausend Scherben, als Caldan bei einer Prügelei einen Mitschüler, Sohn einer reichen Adelsfamilie, verletzt. Mit nichts in der Tasche außer einem Beutel Kupferdukaten und zwei geheimnisvollen, magischen Ringen, die angeblich seinen Eltern gehörten, wird er aus dem Kloster geworfen. Er muss den Ort verlassen, der ihm ein zweites Zuhause geworden ist. Die Ordensbrüder. Und Jemma – seine erste große Liebe. Verzweifelt schiffet sich Caldan nach Anasoma ein, eine der mächtigsten und buntesten Städte des mahrusischen Reiches. Er bewirbt sich um Aufnahme bei der Zaubereergilde, denn dort glaubt er, mehr über die Ringe und das magische Erbe seiner Familie herausfinden zu können. Doch die Welt außerhalb der Klostermauern ist dunkel und gefährlich – und sie wird noch immer von den Mördern seiner Eltern beherrscht ...

Der Autor

Mitchell Hogan entdeckte mit elf Jahren seine Liebe zur Fantastik, als ihm zum ersten Mal *Der kleine Hobbit* und *Der Herr der Ringe* in die Hände fielen. Seitdem füllt sich sein Bücherregal stetig mit Fantasy- und Science-Fiction-Romanen. Inzwischen hat er seine große Leidenschaft zum Beruf gemacht und arbeitet als freischaffender Schriftsteller. Sein Debütroman *Die Feuer von Anasoma* wurden mit dem Aurealis Award ausgezeichnet. Mitchell Hogan lebt mit seiner Frau und den beiden gemeinsamen Töchtern in Sydney, Australien.

Mehr über Autor und Werk erfahren Sie auf:

www.mitchellhogan.com

MITCHELL HOGAN

die
FEUER
VON
ANASOMA

Roman

Aus dem Englischen von
Michael Siefener

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe:
A CRUCIBLE OF SOULS

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Termin
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 04/2017

Redaktion: Diana Mantel

Copyright © 2015 by Mitchell Hogan

Copyright © 2017 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkterstraße 28, 81673 München

Printed in Germany

Karten: Maxime Plasse

Umschlagillustration und -gestaltung: Ann-Kathrin Hahn,

DAS ILLUSTRAT, München

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31813-7

www.heyne.de

DAS MAHRUSISCHE REICH (UND UMGEBUNG)



⊙ Die Dareske-Ruinen

DIE STADT ANASOMA



PROLOG



Ein blutiges Rinnsal troff an dem kalten Stahl von Aldrichs Schwert herunter. Die Tropfen fielen auf trockenes Laub und sprenkelten es rot. Er drückte den Rücken gegen den knorri-gen Stamm des alten Baumes, und die raue Borke zerkratzte ihm die Haut durch das Hemd hindurch. Dreißig Ellen entfernt lag der noch warme Körper des Mannes, den er eben zu Fall gebracht hatte. Der eine Arm war ausgestreckt und griff noch nach einem Messer, das im Unterholz lag. Etwas an dem Leichnam roch falsch, und an seiner Erscheinung war etwas Seltsames. Der Körper wirkte irgendwie ... zusammengepresst, dichter als ein gewöhnlicher Mensch.

Aldrich hatte die Augen geschlossen, hielt die Luft an und wartete. Alles war still.

Eine schwache Brise blies über ihn hinweg und brachte den Duft von Apfelblüten aus einem Obstgarten in der Nähe sowie die kühle Feuchtigkeit eines herannahenden Sturmes mit. Die Blätter raschelten im Wind.

Er öffnete die Augen, streckte den Kopf an dem Baumstamm vorbei und sah, dass niemand dem Mann, den er getötet hatte, gefolgt war. Aldrich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Sie waren entweder dumm oder allzu selbstsicher – aber eigentlich glaubte er nicht, dass sie dumm

waren. Dann wischte er seine Klinge am Mantel des Mannes ab und behielt dabei den Wald im Blick. Schließlich steckte er das Schwert zurück in die Scheide und eilte dorthin, wo er seine Frau und sein Kind zurückgelassen hatte.

Aldrich sah sie, noch bevor sie ihn bemerkt hatten. Er piffte leise, und Iselle drehte sich um und winkte ihm erleichtert zu. Sie eilten einander entgegen und begrüßten sich.

»Sie rücken noch immer vor«, sagte Iselle, »und mein magisches Wirken wird nicht mehr lange halten. Wenn es regnet, ist es damit aus.«

Die kleine Nerissa hielt sich an ihrem Arm fest, ihr Körper war vor Erschöpfung ganz zusammengesunken. Sie presste den Kopf gegen den Bauch ihrer Mutter, und Iselle strich ihr über das Haar.

Es schmerzte Aldrich, als er sah, dass die beiden die Anstrengungen nicht gut ertrugen, denn ihnen fehlten die Vorteile, die er genoss. Außerdem hatte er sie in den vergangenen Tagen heftig antreiben müssen. Der Staub der Straße bedeckte ihre Stiefel und Hosen, und tief eingesunkene Augen spähten aus den rußbefleckten Gesichtern. So war es eben, wenn man drei Tage ununterbrochen auf den Beinen war.

Iselle seufzte und schaute die Straße entlang bis zu der Steinbrücke, die mit Flechten und Moos überzogen war und einen schmalen Fluss überspannte. Das Tageslicht verschwand bereits. Erschöpft stützte sich Iselle für einen Moment auf Nerissas Schulter, aber als das Kind murmelnd protestierte, richtete sie sich wieder auf. Sie hatte gar nicht bemerkt, was sie getan hatte.

»Geduld«, sagte Aldrich und atmete tief den Wind ein, der aus der Richtung ihrer Rücken herbeiwehrte. Dabei bemerkte er den Geruch von Schweiß und ungewaschenen Körpern. Er

wusste, dass Iselle und Nerissa dies nicht wahrnehmen konnten. Und er wusste auch, dass vieles sich klären würde, bevor der Sturm auf sie traf.

Der Tag hatte schlecht begonnen und war mit erschreckender Schnelligkeit noch schlechter geworden. Wenn er bloß nicht darauf bestanden hätte, die Nacht in der Herberge zu verbringen! Es war ein großer Fehler gewesen, denn während sie geschlafen hatten, waren ihre Pferde gestohlen worden. Ja, er hatte für seine Familie Unterschlupf und Rast gesucht, aber nicht um den Preis ihres Lebens.

Iselle ließ Nerissa los, legte die Hände an die Lippen und flüsterte einige Worte, die von der Brise weggetragen wurden. Wenige Augenblicke später kam ein kleiner Umriss zwischen den Bäumen hervor und flatterte aufgeregt hin und her. Schließlich landete die dunkelgrüne Libelle in Iselles hohlen Händen, die Papierflügel des Insekts ragten dabei über die Handflächen hinaus. Die Libelle wirkte zerknittert und erschöpft, als ob sie lange, schnell und ohne Rast geflogen wäre. Es verblüffte Aldrich immer wieder, welche Magie Iselle wirken konnte, einzig indem sie winzige Runen auf ein Blatt Papier schrieb.

Aldrich bedeutete Iselle und Nerissa, ihm zu folgen, und sie gehorchten, auch wenn ihre Glieder in der kühlen Abendluft schon allmählich steif wurden. Als sie die Mitte der Brücke erreicht hatten, legte er plötzlich die Hand auf den Griff seines Schwertes und lockerte es in der Scheide.

»Geht in den Wald. Bleibt immer in Bewegung. Ich komme später nach.«

»Warum? Was hast du vor?«, fragte Iselle.

Aldrichs Magen krampfte sich zusammen. Er befürchtete, dass sie es schon wusste und sich vor dem fürchtete, was er vorhatte. Zwar hegte er keine Zweifel an seinen Fähigkeiten,

aber er hatte sich schon oft gefragt, wie es sein würde, wenn er nicht die geringste Aussicht auf einen Sieg hatte.

»Sie sind zu nahe. Wir können nicht mehr vor ihnen davonlaufen.« Ihm selbst wäre es vielleicht möglich gewesen, aber Iselle und Nerissa besaßen nicht die Kräfte, die er sich durch jahrelange Ausbildung angeeignet hatte. »Du weißt, dass ich es tun muss. Ich muss versuchen, sie aufzuhalten. Du weißt doch, was geschehen wird, wenn sie die Kleinodien in die Finger bekommen. Versucht, durch den Wald zu entkommen. Mithilfe deiner Magie müsstest du eigentlich in der Lage sein, ihnen aus dem Weg zu gehen.« Er deutete auf ihre Libelle.

»Nein! Wir sollten zusammenbleiben. Mein Wirken kann sie von uns fernhalten, und sie werden unsere Spur verlieren. Wir können es schaffen!«

Aldrich schüttelte den Kopf. Es war an der Zeit, sich ihnen zu stellen. Wenn er die Verfolger aufhielt, konnten seine Frau und seine Tochter möglicherweise entkommen, und zumindest würde er dann etwas anderes tun können, als andauernd nur wegzulaufen. Zumindest für eine Weile würde der Gejagte auf diese Weise zurückschlagen.

Er schob Iselle und Nerissa vor sich her. »Geht jetzt. Ich kann sie aufhalten und vielleicht sogar töten, aber ihr müsst euch beeilen.«

Tränen stiegen in Iselles Augen. Sie wischte sie mit dem Handrücken weg.

»Nicht ...«, krächzte sie und atmete heftig. »Komm zurück zu mir ... zu uns.«

»Das werde ich. Ich verspreche es.« Aldrich drückte einen zärtlichen Kuss auf Nerissas Stirn, zog Iselle in eine heftige Umarmung und schmeckte das Salz der Tränen auf ihren Lippen. Widerstrebend schob er sie wieder von sich.

Iselle nahm Nerissa bei der Hand. »Mögen die Ahnen mit dir sein«, sagte sie.

»Und mit euch. Geht jetzt, schnell!«

Er sah ihnen nach, als sie die Brücke überquerten und auf der Straße in Richtung des Waldes liefen. Als sie die erste Baumreihe erreicht hatten, hielt Iselle inne und warf einen Blick zurück. Sie griff in ihre Tasche, zog etwas daraus hervor und schleuderte es in die Luft. Es war eine Papierlibelle, die kurz flatterte und für einen Moment über Iselle schwebte. Dann winkte diese, und die Papierlibelle flog zurück zur Brücke und landete in einem Baum neben dem Fluss.

Aldrich entledigte sich seines Mantels, damit dieser ihm beim Kampf nicht im Weg war. Als Nächstes zog er sein Schwert und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen mitten auf die Brücke. Er hatte sich in die Richtung gewandt, aus der sie vorhin gekommen waren. Der Griff und die Parierstange seiner Waffe waren schartig und abgenutzt, aber die Klinge war noch stark. Das Schwert hatte ihn durch viele Zweikämpfe und etliche Schlachten gebracht. In das erste Drittel des Stahls hinter der Parierstange waren magische Runen eingeritzt. Auch ohne sie wäre das Schwert außergewöhnlich, aber mit ihnen war es *mehr* als außergewöhnlich. Aldrich schloss die Augen, öffnete sich der herankommenden Nacht, beruhigte sich schließlich langsam und reinigte dabei seinen Geist.

Die Zeit verging. Der Mond brach mit seinem Licht durch die Wolken. Hinten auf der unbefestigten Straße bewegte sich ein Schatten.

Und noch einer.

Aldrich öffnete die Augen. Vierzig Ellen entfernt stand ein stämmiger Mann in dunklem Grau, Mantel und Haare flatterten im Wind. Wie der erste Mann, den Aldrich erledigt

hatte, wirkte dieser gleichsam zusammengepresst – dichter als normal.

»Sei gegrüßt«, rief der Fremde. »Wie ich sehe, sind die beiden Damen ohne dich weitergegangen. Egal. Ich bin mir sicher, dass sie nicht weit weg sind. Wir werden sie später einholen.«

Ein Schatten löste sich von einem Baum neben der Straße und verfestigte sich zu einem weiteren Mann, der hinter den ersten huschte.

Es können höchstens fünf sein. Aber wenn es doch noch mehr sind ... Aldrich schob den Gedanken beiseite. Es hatte keinen Sinn, sich jetzt solche Sorgen zu machen.

Vor der Brücke gesellte sich eine Frau zu den beiden Männern. Nun verließen weitere Schatten den Schutz der Bäume. Die Gruppe wuchs auf dreizehn Gestalten an und breitete sich in einem Halbkreis um ihren Anführer aus. Weitere blieben im Wald versteckt, aber Schatten schwirrten umher, knarzendes Leder und klirrendes Metall verrieten ihre Gegenwart.

Aldrich holte tief Luft und rief in sich einen Zustand der Ruhe hervor. Die Nacht wurde klarer, die Einzelheiten waren besser zu erkennen. Sein ganzes Leben war er dem Weg des Schwertes gefolgt und hatte dabei stets nur eines gefürchtet: dass er sterben würde, weil er versagt hatte. Seine Meister hatten stets behauptet, er könne nicht versagen, wenn er entschlossen und sein Geist stark war. Das stimmte in der Theorie, aber manchmal trat einem die Wirklichkeit in den Hintern und machte einen zum Narren.

Du wirst nicht versagen, wenn du den Tod hinnimmst. Aldrich hatte den Tod nie gefürchtet ... er hatte nur gefürchtet, nicht gut genug zu sein.

Er bewegte sich und nahm eine Schutzstellung ein. Noch

einmal holte er tief Luft und stieß sie durch die Nase wieder aus. So wurde er eins mit seinem Geist.

»Wir müssen nicht kämpfen«, sagte der Anführer. »Du bist nur einer, und wir sind viele. Du wirst verlieren. Das Licht des Mondes reicht kaum aus. Vielleicht schaffst du es, einen oder zwei von uns zu töten, aber wozu? Warum willst du dein Leben für nichts wegwerfen?«

Während er sprach, bewegten sich seine Gefährten. Sie zogen schon ihre Schwerter und waren bereit, die Brücke auf sein Zeichen hin zu stürmen.

Er hat keine Ahnung, dachte Aldrich. Zu wenig Licht. Eigentlich müssten sie es inzwischen wissen. Für diesen Fehler werden sie teuer bezahlen.

»Vielleicht seid ihr diejenigen, die ihr Leben wegwerfen«, sagte Aldrich mit erhobener Stimme, sodass alle ihn hörten. »Ich kann euch nicht passieren lassen. Schließlich habe ich geschworen, sie mit meinem Leben zu beschützen. Wenn ich hier sterbe, dann soll es so sein. Ich bin mir sicher, dass ihr alle den nächsten Sonnenaufgang erleben möchtet, aber wenn ihr auf diesem Weg weitergeht, werden einige von euch nicht mehr die Gelegenheit dazu haben. Wenn ich an eurer Stelle wäre, würde ich umdrehen und fliehen.«

Der Anführer grinste und fletschte dabei die Zähne. »Tötet ihn«, rief er in die Dunkelheit, und seine Gefährten huschten um ihn herum und auf die Brücke.

Innerhalb eines einzigen Herzschlags, schneller, als sich jeder gewöhnliche Mensch bewegen konnte, sprang Aldrich über den Zwischenraum hinweg. Seine Klinge schwirrte mit fließenden Bewegungen durch die Nacht. Er überwand die Abwehr eines stämmigen Mannes, schlitzte ihm die Kehle auf und hatte den nächsten schon erreicht, noch bevor die anderen überhaupt reagieren konnten.

Der Anführer fluchte in einer rau klingenden Sprache. Aldrich verstand ihn nicht, aber er vermutete, dass seine Gegner nun begriffen hatten, wem sie gegenüberstanden.

Er drehte sich beim Kämpfen zuerst nach links, dann nach rechts, riss einem Mann den Arm bis zum Knochen auf, stieß einem anderen das Schwert in die Brust und zog es wieder heraus, bevor die Übrigen zu ihm aufgeschlossen hatten. Wie er es vorhergesehen hatte, führte die geringe Breite der Brücke dazu, dass sich ihm stets nur drei Personen gleichzeitig nähern konnten.

Dumm. Keine Zeit für Stöße. Konzentriere dich ganz auf Hiebe. Die Klinge war ein gleißender Wirbelwind. Er hielt die nächsten drei Männer einen Augenblick lang zurück, während er nach Schwächen in ihrem Kampfstil suchte.

Da.

Aldrich warf sich nach vorne. Funken flogen, als die beiden Schwerter aufeinanderprallten. Sein Gegner wich zurück, als wollte er aufgeben, doch dann sprang er mit ausgestrecktem Schwert wieder vor. Doch Aldrich wand sich, wich der Klinge aus. Er beugte sich wieder nach vorne, wobei seine Bewegungen fließend wie Wasser waren, und sein Angriff traf auf Fleisch. Einen Herzschlag später lagen zwei weitere Männer am Boden. Aldrich hieb nach rechts und links, ohne seinen Gegnern die Gelegenheit zu geben, selbst die Initiative zu ergreifen. Er versuchte, sie zusammenzutreiben, damit sie sich gegenseitig behinderten.

Ein scharfer Schmerz und ein Strahl warmer Feuchtigkeit warnten ihn, dass er einen Schnitt über seinen Rippen erhalten hatte.

Sie waren gut, aber er wusste, dass sein Geist stärker war ...

Fließend tänzelte er vor und drehte sich in Abwehrhaltung nach links, als der Nächste angriff. Seine Klinge fuhr hoch

und prallte gegen das andere Schwert auf der rechten Seite. Er hieb von oben zu, dabei bohrte sich die Klinge tief in das Fleisch zwischen Hals und Schulter, und ein weiterer lebloser Körper sackte zu Boden.

Plötzlich fraß sich Stahl tief in Aldrichs Oberschenkel. Er keuchte unter dem brennenden Schmerz auf, drückte gegen die Wunde und versuchte, den Blutfluss zu stillen, und in diesem Augenblick stürzten sie wieder auf ihn zu. Sein Schwert war jetzt ein totes Gewicht in seiner Hand, und eine andere Klinge überwand seine schwache Gegenwehr und trennte ihm die Schulter bis zum Knochen auf. Doch er beachtete den sengenden Schmerz nicht weiter, sondern schlug die feindliche Klinge beiseite, während ein weiteres Schwert seiner Kopfhaut einen Schnitt beibrachte.

Dann stieß er zu, und sein eigenes Schwert zerschnitt ein Gesicht. Er warf sich ohne einen Gedanken an seine Verteidigung auf seine Feinde, schlitzte einen Arm vom Handgelenk bis zum Ellbogen auf und trieb einem anderen Gegner die Schwertspitze in den Kiefer.

Plötzlich kam ein Stoß von der Seite, der sich tief in seinen Bauch bohrte. Er verspürte eine eisige, beißende Kälte, und ein Gefühl von Taubheit breitete sich um die Wunde herum aus. Schwäche legte sich über ihn.

Aldrich sackte auf seine Knie und ließ sein Schwert fallen. Jeder Atemzug kratzte in seiner Lunge wie Glassplitter. Er stützte sich mit einer Hand auf dem Boden ab und schaute dem herannahenden Anführer in die Augen.

Vergebt mir. Ich habe euch beide im Stich gelassen.

Stahl blitzte auf ...

Iselle geriet ins Taumeln, Schluchzer schüttelten ihren Körper. Nur die unbedingte Notwendigkeit, Nerissa in Sicherheit

zu bringen, verhinderte, dass ihr Kummer sie überwältigte. Tränen rannen über ihr Gesicht und tropften zahllos vom Kinn herunter.

»Mama, was ist los?«

Nerissas Stimme klang schwach. Iselles Bewusstsein war gerade zweigeteilt. Die eine Hälfte war auf ihre Notlage gerichtet, und mit der anderen Hälfte schaute sie durch die Augen der Libelle. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit kurz auf das Hier und Jetzt. »Nichts, mein Liebes. Es ist ... nichts. Lauf weiter.«

Dann sandte sie ihre Sinne zurück zu ihrem magischen Wirken und betrachtete wieder die Brücke, auf der sich die Verfolger sammelten. Der Anführer, ein breitschultriger, dunkelhäutiger Mann mit einer Nase wie ein Adlerschnabel, stieß in diesem Moment Aldrichs leblosen Körper mit dem Fuß an. Iselle unterdrückte ein Stöhnen.

Der Mann schüttelte den Kopf, als er die Leichen betrachtete, die um den Kämpfer herumlagen – es war Aldrichs letzter Versuch gewesen, seine Familie zu retten. Zehn Tote und Verwundete.

»Berührt von den Ahnen«, sagte der Mann. »Was für ein Pech.«

Seine verbliebenen Gefährten versammelten sich um Aldrichs Leichnam, ihre verschwitzten Körper dampften in der kühlen Abendluft. Der Mann griff nach dem Schwert, aber seine Hand hielt inne, und er stieß ein Zischen aus. Offenbar spürte er die Kraft, mit der Iselle die Klinge aufgeladen hatte. Er schob seinen Stiefel darunter und hob dann den Fuß. Das Schwert fiel über den Rand der Brücke mit einem lauten Geräusch in das Wasser und versank in den kalten Tiefen.

»Kommt. Wir müssen noch die Frau und das Kind erwischen.«

Bei seinen Worten richtete Iselle wieder ihr ganzes Bewusstsein auf diese Szene und sandte ihrer Libelle dort etliche Befehle. Das Geschöpf stieß sich dann mit seinen gefalteten Papierbeinen ab und erhob sich in die Luft. Es umkreiste die Brücke kurz, sammelte noch mehr Informationen mit seinen magischen Augen und erkannte die scharlachrote Aura der Männer. Dann flog es auf den Wald zu und an den beiden Kämpfern vorbei, die schon vorausgeschickt worden waren.

Iselle wusste, dass ihr nicht viel Zeit blieb. Sie versuchte, Nerissa weiter anzutreiben, aber ihre Tochter hatte einfach keine Kraft mehr. Der Waldpfad behinderte mit seinen Unebenheiten ihr Fortkommen. Die Wurzeln der Bäume rechts und links schienen in dem schwindenden Abendlicht aufzuspringen und sich um ihre Beine zu schlingen. Iselle hob Nerissa hoch, drückte sie an ihre Brust und trug sie tiefer in den Wald hinein.

Das Mondlicht war äußerst schwach, und das Letzte, was sie jetzt noch gebrauchen konnten, war ein verstauchter Knöchel. Sie betraten eine Lichtung, an deren Rand sich eine Feuergrube befand, die von Steinen aus dem Fluss eingefasst war.

Iselle blieb kurz stehen und holte Luft, während sie die Tatsache von Aldrichs Tod in den hintersten Winkel ihrer Gedanken verbannte. Dann versuchte sie zu erkennen, wo der Pfad auf der anderen Seite der Lichtung weiterführte. Sie schauderte, schluckte, unterdrückte ein Schluchzen. Nach wenigen Augenblicken riss sie sich wieder zusammen.

»Komm näher, Nerissa. Wir stecken in Schwierigkeiten. Bleib erst einmal dicht bei mir. Ich werde dir gleich sagen, was du tun sollst.«

»Ja, Mama.«

Als sie sich umdrehten und weiterlaufen wollten, hielt Iselle plötzlich inne. Zwei dunkle Gestalten standen zwischen ihnen und dem Pfad auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung. Die beiden bewegten sich nicht – offenbar erwarteten sie nicht, dass Iselle weglaufen würde. Und Iselle wusste, dass es keinen Sinn hätte, blindlings in den Wald zu rennen, denn ihre Verfolger würden sie ohne Mühen einholen. Sie handelte mit einem Mal gelassener, als sie sich fühlte, und legte ihren Mantel um Nerissa, damit ihre Tochter vor der abendlichen Kälte geschützt war.

Sie war zu jung, um in diese Sache verwickelt zu werden.

Iselle kniete nieder, sah ihrer Tochter in die Augen und fuhr ihr mit dem Daumen über die Wange.

»Wenn die bösen Männer kommen, werde ich sie ablenken. Dann musst du so schnell laufen, wie du kannst. Tust du das für mich, Nerissa?«

Iselle zog sich die beiden Ringe von den Fingern. Der eine glitzerte silbern im schwachen Mondlicht, der andere war aus mattem Knochen geschnitzt und wirkte keineswegs wertvoll. Sie zog beide auf die Kette, die sie um den Hals getragen hatte, und legte sie dann Nerissa um. Schließlich drehte Iselle sie so, dass die beiden Ringe unter der Kleidung des Mädchens versteckt waren. »Verwahre sie gut. Du musst sie beschützen, was auch immer geschehen mag.«

»Ja, Mama. Ich kann zwar laufen«, sagte Nerissa, »aber ich bin so müde ...«

»Mach dir keine Sorgen, Kleines. Ich bin mir sicher, dass du so schnell sein kannst wie der Wind, wenn es nötig wird. Bleib in der Nähe, und vergiss nicht, was ich dir gesagt habe. Lauf so schnell du kannst, wenn du glaubst, dass sie nicht in deine Richtung sehen. Folge dem Pfad, und bleib nicht stehen, auch wenn ich nicht bei dir bin. Ich werde dich später einholen.«

Iselle griff unter ihr Hemd und holte ein Blatt Papier hervor. Es war tintenschwarz, und die Oberfläche war mit winzigen silbrigen Runen bedeckt, die in geraden Linien entlang verliefen. Jeder Meistermagier, der die Prüfungen bestanden hatte, kannte diese Magie. Sie gehörte zu einer der letzten Aufgaben: das Erschaffen einer Endgültigkeit. Mit geschickten Fingern und der Gewandtheit langer Übung faltete Iselle das Papier und murmelte dabei kaum hörbar vor sich hin.

Weitere Männer traten zwischen den Bäumen hervor, kamen auf die Lichtung und machten sich daran, sie und Nerissa zu umzingeln. Iselle schaute sich verzweifelt nach einem Fluchtweg um und hielt inne, als sich der breitschultrige Mann, den sie zuvor durch die Augen der Libelle auf der Brücke gesehen hatte, an zwei anderen vorbeidrückte und einige Schritte auf sie zumachte.

»Wen haben wir denn hier?«, fragte er. »Habt ihr euch vielleicht verlaufen und braucht Hilfe? Meine Brüder und ich sind euch gern zu Diensten.«

Iselles Mund war trocken. »Nein, vielen Dank«, erwiderte sie, während sie das Papier weiterfaltete.

»Wie schade.«

Seine Benutzung des Wortes *Brüder* enthüllte ihr mehr, als ihr lieb war. Es waren also nicht nur angeworbene Söldner, und vielleicht besaßen sie sogar eigene magische Fähigkeiten. Iselles Wirken würde viel mehr Energie benötigen, als sie zunächst geglaubt hatte, und die Magie nahm ihr möglicherweise zu viel Kraft, sobald sie einmal entfesselt war.

Der Atem stockte ihr in der Kehle, aber sie zwang sich zu sprechen. »Schon gut, schon gut, ihr habt uns erwischt. Nehmt die Ringe, aber lasst uns gehen.«

Sie hob die Handfläche, auf der nun eine kleine Schachtel aus Papier lag. Silberne Runen glitzerten auf der Oberfläche.

Der Mann betrachtete die Schachtel argwöhnisch. »Viel-
leicht sollten wir wirklich zu einer gegenseitigen Überein-
kunft kommen ... Ich nehme die Ringe. Gib sie mir.«

»Hol sie dir ... und mögen dich die Ahnen dafür auf ewig
verdammten!«

Sie warf die Schachtel hoch in die Luft, wo sie über Iselles
Kopf schwebte, während die Runen im Mondlicht glänzten.

Der magisch aufgeladene Gegenstand drehte sich erst lang-
sam, dann immer schneller, und seine Bewegung erschuf ei-
nen unheimlichen klagenden Laut, der immer stärker wurde.
Ein scharfes Knacken erfüllte plötzlich die Lichtung, und
Feuerzungen tanzten um die Schachtel herum.

Auf ein Zeichen des breitschultrigen Mannes stürmten
seine Gefährten mit gezückten Klingen auf Iselle zu und
schrien aufgeregt.

Sie kamen zu spät.

Iselle kreischte und hob die Hände über den Kopf. Eine
einsetzende heftige Brise peitschte ihre Haare in alle Rich-
tungen. Blitze schossen aus ihren Händen in die Schachtel.
Sie spürte, wie ihre Kräfte schwanden und sie unter der un-
geheuren Anspannung immer schwächer wurde, bis sie
schließlich nichts mehr von sich geben konnte.

Dann brach sie zusammen und schaute hoch zu Nerissa,
die vor Angst zitterte und bebte. *Lauf*, dachte sie verzweifelt,
als sie sah, wie ihre Tochter nur dastand und sie mit großen
Augen anstarrte.

Lauf!

Die Brise erstarb so plötzlich, als hätte es sie nie gegeben. Mit
einem lauten Knirschen brach die Schachtel auseinander.
Nerissa keuchte vor Entsetzen auf, als silberne Blitze durch
die Lichtung zuckten und von einem Mann zum nächsten

schossen, deren Haut versengten und Adern schwärzten. Eine Schockwelle rollte über den Boden, wirbelte Staub hoch und riss die Männer zu Boden. Sie stießen schreckliche Laute aus – es war ein Schreien und Brüllen –, und sie zuckten und wanden sich, als die Blitze in sie fuhren. Rauch stieg von Haut und Kleidung auf.

Dann erstarrten alle Bewegungen. Nur noch missgestaltete Haufen glommen jetzt auf dem Boden. Schwerter steckten in den geschwärzten Händen der verbrannten Leichen.

Die Brise des herannahenden Sturms blies den Rauch, der über den Leichen geschwebt hatte, auf den Fluss zu. Ein Schluchzen quoll von Nerissas Lippen, und ihre Brust fühlte sich so eng an, dass sie kaum atmen konnte. Nerissa beugte sich vor und berührte ihre Mutter sanft an der Schulter. Doch sie regte sich nicht.

»Oh nein! Oh nein! Oh nein! Bitte wach auf. Bitte ...«

Mit einem Knirschen bewegte sich der Körper ihrer Mutter und rollte über den Boden. Versengtes Gras zerfiel unter ihr.

Nerissa betrachtete die furchtbare Szenerie. Das Mondlicht und die Schatten verwandelten die Lichtung in einen grauenhaften Albtraum. Sie unterdrückte ein weiteres Schluchzen, legte die Hand vor den Mund und biss in der Anstrengung, nicht zu schreien, so fest auf die Knöchel, dass Blut kam.

Mit der anderen Hand berührte sie den Körper ihrer Mutter. Er war heiß – viel zu heiß –, und sie wusste, dass sie nun allein war. Tränen strömten aus ihren Augen. Sie hörte die Stimme ihrer Mutter im Kopf: *Lauf so schnell du kannst!* Aber sie war müde und hatte Angst, dass ihre Beine sie nicht mehr tragen konnten.

Doch der Gedanke, mitten unter Leichen zu sein, erfüllte Nerissa mit Schrecken und neuer Kraft. Sie floh in den Wald, sprang in ein Gestrüpp am Rande der Lichtung und achtete

nicht einmal auf die Dornen, die ihr die Haut zerkratzten. Dabei schlängelte sie sich ganz nah über den Erdboden und machte sich so klein wie möglich. Dann hielt sie schließlich erschöpft inne und ließ sich auf die Erde fallen, wo sie lange liegen blieb, kaum atmete und einfach nicht glauben konnte, was sie vorhin gesehen hatte. Sie *wollte* nicht glauben, dass ihre Mutter nicht mehr da war – dass sie nie mehr zurückkommen würde.

Eine in den Augenwinkeln wahrgenommene Bewegung schreckte sie gleich wieder auf, und ihr Herz hämmerte in der Brust.

Ungeheuer.

Sie unterdrückte einen Angstschrei und presste sich noch fester gegen das Erdreich.

Ein Wolfsrudel war von dem Geruch des Fleisches ange lockt worden und umkreiste im Schutz der Baumreihe argwöhnisch die Lichtung. Dann bewegte sich der größte Wolf auf einen der Leichname zu. Vorsichtig setzte er eine Pfote vor die andere, kroch immer weiter vor und wirbelte dabei kaum Asche auf. Als seine Nase schon fast die Überreste des Menschen erreicht hatte, schloss sich plötzlich eine versengte Hand um seine Kehle.

Nerissa wimmerte.

Der Wolf knurrte und versuchte sich zu befreien, aber die Hand ließ ihn nicht los. Eine weitere Hand schoss hervor und zeichnete ein Symbol auf seinen Pelz, und das Tier bewegte sich nicht mehr. Das Symbol erinnerte Nerissa an die Runen, die ihre Mutter bei ihren magischen Handlungen benutzt hatte.

Der Rest der Wölfe sah gebannt zu, wie sich der geschwärzte Leichnam regte, den Kopf hob und ihn gegen das Tier lehnte, das er gefangen hatte.

Die Hand zeichnete auf dem Boden ein weiteres Symbol. Kalte Luft drückte auf Nerissa herunter und summte. Das Fell des Wolfs schrumpfte auf einmal, die Haut spannte sich und schmiegte sich eng um die Knochen. Der Mann sog die Luft ein, drückte den Mund gegen die Schnauze des Wolfs, atmete aus, und der Wolf nahm plötzlich wieder seine normale Gestalt an. Dann riss die geschwärzte Haut der Leiche auf, blätterte in großen Flocken ab und enthüllte eine graue Kruste darunter. Die Haut an dem einen Arm fiel vollkommen ab, und die Knochen klapperten zu Boden und zerbrachen.

Das Gewinsel der Wölfe hallte durch die dunkle Nacht. Der seltsame neue Wolf zitterte und heulte. Er taumelte, sank zu Boden. Nach einigen Augenblicken kämpfte er sich wieder auf die Beine und stand bebend und mit heraushängender Zunge da.

Während dieser Wolf den Pfad hinunter zur Brücke lief, fielen die anderen Mitglieder des Rudels über die Toten her. Nerissa hielt sich die Ohren zu und schluchzte in den Staub. Die Stimme ihrer Mutter flüsterte in ihren Ohren: *Lauf so schnell du kannst. Lauf wie der Wind ...*

Also kämpfte sich Nerissa durch das Gestrüpp und kam schließlich auf der anderen Seite heraus. Und sie lief. Sie lief, als ob alle Gespenster der Ahnen hinter ihr her wären, sie fressen und ihr die Knochen brechen wollten.



Caldan glitt seitwärts über die festgestampfte Erde und bewegte sein Holzschwert in eine mittlere Abwehrposition. Schweißperlen liefen an seinem Rücken herunter, und nach dem letzten Schlagabtausch keuchte er heftig. Dabei versuchte er, den Schmerz in seiner Schulter nicht zu beachten – am Ende der Nacht würde sich dort sicher eine Prellung bilden. Er kniff die Augen gegen das Gleißern der Sonne zusammen und behielt Amara fest im Blick.

Ihr Grinsen war zum ersten Mal erschienen, als sie seine Abwehr durchbrochen hatte, und nun wurde es immer breiter. Ihre Haltung deutete an, dass sie bereit war. Sie hielt das Schwert hoch erhoben, und ihr Körper war reglos. Caldans verletzte Schulter würde sie nicht dazu bringen, ihre Angriffe auf ihn einzustellen.

Ganz im Gegenteil.

Sie ist zu gut, dachte er. Trotz der ganzen Übungen in den letzten Wochen war er selbst hingegen nicht besser geworden.

»Noch einmal«, sagte er und senkte sein Schwert zu einer niedrigen Abwehrhaltung, dann sprang er sie an. Er hieb in rascher Folge auf sie ein, aber sie parierte mit großer Leichtigkeit, während er immer wieder versuchte, ihre Klinge nach unten zu drücken.

Mühelos blockierte sie sein Schwert und rammte es zur Seite. Sie drang abermals durch seine Abwehr und schlug ihm mit der stumpf gemachten Spitze ihres Schwertes gegen den Brustkorb. Er ächzte auf, hielt sich die Rippen dort fest, wo sie ihn getroffen hatte, fiel auf seine Knie und stützte sich mit einer Hand auf dem Boden ab. Inzwischen atmete er langsam und flach – mehr konnte er wegen der Schmerzen nicht tun.

Meister Krige trat auf die beiden zu, sein schwarzes Gewand flatterte dabei im Wind. Er legte die Hand auf Caldans Schulter, dann verpasste er ihm einen sanften Klaps gegen die Schläfe. Caldan verneigte sich vor dem Meister der Klengen und hörte ihm zu.

»Du musst dich stets *innerhalb* des Musters bewegen, und du musst jeden Augenblick in dem Muster verbringen.«

»Es tut mir leid«, brachte Caldan mühsam hervor. »Ich glaube, ich bin heute nicht in der richtigen Verfassung dafür.«

Dieses Mal war es kein sanfter Klaps, und Caldans Kopf flog unter Meister Kriges Ohrfeige zur Seite.

»Nun, ich hoffe, du wirst in deinem ersten ernstern Kampf in der richtigen Verfassung sein – denn sonst bist du bald tot.« Meister Krige sah Amara an, die sich jetzt auf ihr Schwert stützte und noch immer grinste. Schweiß lief an ihrem Gesicht herunter und durchfeuchtete ihr Kampfhemd.

»Genug für heute«, sagte Krige und entließ sie mit einer knappen Handbewegung.

Sie salutierte spöttisch vor Caldan, ging zum Waffenständer und hängte ihr Schwert daran.

Krige setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Erde, sein Gesichtsausdruck war nicht zu deuten. »Was hast du falsch gemacht? Oder, wichtiger noch, was hat sie richtig gemacht?«

»Ich ... ich bin mir nicht sicher«, sagte Caldan. »Ich habe versucht, sie niederzuzwingen, damit sie nicht mehr angreifen kann, aber ihr Schwert ist einfach durch meine Abwehr gefahren und hat mich getroffen. Ich kann es mir nicht erklären.«

»Dein Geist war einfach nicht bei der Sache. Zu Beginn hast du versucht, sie zu besiegen und ihr Schwert nach unten zu stoßen, damit sie nicht mehr hochkommt. Du besitzt nicht den Geist des Angriffs. Du musst mit dem Körper, mit dem Geist und mit dem Schwert umgehen. Und du musst den Geist dazu bringen, dass er ihr nicht erlaubt, dich anzugreifen. Da du das nicht getan hast, konntest du dich nicht fest genug an sie klammern, und sie hat dich verletzt. Erinnere dich gut daran, denn wenn du gewinnen willst, musst du in vollkommener Harmonie zuschlagen. Deine Hände allein reichen dafür nicht aus.«

»Ich verstehe noch immer nicht, was Ihr mit dem ›Geist‹ meint.«

»Eines Tages wirst du es verstehen. Auch Amara begreift es noch nicht vollkommen, aber sie steht kurz davor. Meditiere heute Abend darüber.«

Caldan nickte. »Aber sie ist sehr gut.«

»Ja. Du brauchst mehr Übung, wenn du sie besiegen willst.«

Caldan stand auf und blickte finster drein. »Ist das alles für heute, Meister?«

»Ja. Denke morgen, wenn dich deine Prellungen schmerzen, an das, was ich dir heute gesagt habe.« In Kriges Stimme lag ein Lachen. »Harmonie. Geist und Körper zusammen. Geh jetzt. Ich kann keine jungen Möchtegern-Schwertkämpfer mehr sehen, die über ihre eigenen Füße stolpern.«

Caldan machte eine knappe schmerzhaft Verneigung und humpelte mühsam zum Wasserfass. Dabei wallte in seinem

Körper plötzlich Hitze auf, und er zitterte. Das Gefühl ging schnell vorbei, wie es in den letzten Wochen stets der Fall gewesen war, und wurde durch Kälte ersetzt. Jetzt bekam er Kopfschmerzen.

Caldan zog sein verschwitztes, beschmutztes Hemd aus und schöpfte sich mit den hohlen Händen kaltes Wasser über den Körper, dann wusch er sich das Gesicht. Der Kopfschmerz nahm langsam ab, und er beugte sich über das Fass und trank. Als er das tat, packte ihn plötzlich eine Hand im Nacken und tauchte sein Gesicht unter Wasser. Einen Augenblick lang kämpfte Caldan gegen die Kraft an, die ihn niederdrückte, doch dann ließ diese nach, und er riss den Kopf wieder aus dem Wasser.

Caldan atmete tief ein und blinzelte sich das Wasser aus den Augen. Ihm gegenüber stand die grinsende Jemma.

»Gibt es da unten irgendetwas Interessantes?«, fragte sie, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich gegen die Mauer.

Er holte noch einmal Luft und bemerkte plötzlich, wie schön sie war. Das Sonnenlicht machte ihr Gesicht hell und hob die dunklen Augen hervor, durch ihre verschränkten Arme spannte sich das Hemd ein wenig und zeichnete ihre Kurven nach ... Caldan schaute zur Seite. *Hör auf*, tadelte er sich selbst. *Sie will nur dein Freund sein.*

Aber warum hatte er stets das Gefühl, dass sie ihn anstarrte, wenn er ihr den Rücken zuwandte? Er war sich seines nackten Oberkörpers und Jemmas Blicke nur allzu deutlich bewusst, und so zog er rasch das Hemd wieder an, ohne seiner Haut die Zeit zum Trocknen zu gewähren.

Jemma sah währenddessen das Fass an und zupfte mit den Fingernägeln an einem Holzsplitter. Ein schwaches Schimmern lag auf ihren Wangen.

»Danke für die Erfrischung«, sagte Caldan. »Nach dieser Übung habe ich das wirklich gebraucht.«

»Anscheinend ist es dir gelungen, mehrere Male getroffen zu werden. Was ist passiert?«

»Nichts. Ich habe mich bloß nicht genügend konzentriert.«

Jemma schnaubte verächtlich. »Wann hat es dir je an Konzentration gemangelt? Du bist der sturste und zielstrebigste Mensch, den ich kenne!« Sie fuhr ihm mit der Hand über den Arm. »Stimmt etwas nicht? Etwas, das du mir noch nicht gesagt hast?«

Caldan schüttelte den Kopf. »Nein. Es ist vermutlich nur der Druck, den die Meister auf mich ausüben. Ich brauche nur ein heißes Bad, ein gutes Essen und ein wenig Wein, damit ich mich entspannen und für eine Weile an etwas anderes denken kann.«

»Und angenehme Gesellschaft, hoffe ich«, fügte sie hinzu.

»Wie wäre es mit einer Partie Dominion heute Abend? Ich habe ein Spielbrett für ein paar Stunden reserviert. Es ist mir sogar gelungen, eines der ruhigeren Zimmer dafür zu bekommen. Eigentlich wollte ich allein ein paar Dinge üben, aber wenn du Lust auf ein Spiel hättest ...«

»Das klingt gut. Also dann, bis nach dem Abendessen.«

Caldan sah ihr nach, als sie wegging. Warum musste das Leben nur so kompliziert sein? Ihr Bruder Marlon würde ihn noch mehr hassen, wenn er glaubte, dass sie sich regelmäßig trafen. Marlon kümmerte sich nur um sich selbst und um den Ruf und das Ansehen seiner Familie.

Caldan kratzte sich am Kopf und drohte am Zustand seines Hemdes zu verzweifeln. Vor dem heutigen Abend würde er ein sauberes finden müssen. Für die meisten anderen Schüler wäre das keine Schwierigkeit, aber für ihn stellte es ein echtes Problem dar.

Es ging ihm zwar etwas besser als etlichen der ärmeren Familien in der Stadt, aber er war nicht so wohlhabend wie die anderen Schüler – und stand keineswegs auf einer Stufe mit ihnen. Dafür sorgten schon seine mageren Besitztümer. Als er zu seinem Zimmer ging, erkannte er, dass er zum ersten Mal einen guten Eindruck auf Jemma machen wollte.

»Caldan? Bist du da?«

Caldan spähte um die Tür seines Kleiderschranks herum und sah Bruder Maksim, einen der geweihten Mönche des Klosters der Sieben Pfade. Maksim schirmte die Augen vor dem Gleißern der Sonne ab, die durch das einzige Fenster des kleinen Raumes schien und sich auf dem gewienerten Boden spiegelte. Seine Blicke flogen über die Papierbündel, die auf der Liege ausgebreitet waren. Während er Caldans Zimmer inspizierte, schwankte ein Umriss vom Rand des Fenstersimses auf ihn zu. Es war ein Löwe, der aus dunkelbraunem Papier sorgfältig gefaltet worden war. Winzige schwarze Runen überzogen das Tier, dessen Schritte unsicher wurden, bevor es ganz stehen blieb. Maksim runzelte die Stirn über dieses magische Gebilde.

»Ja, Bruder«, sagte Caldan. »Was kann ich für dich tun? Ich bitte um Entschuldigung für diese Unordnung. Gerade hatte ich noch nach etwas gesucht.« Er deutete auf den Kleiderhaufen, der einen Teil des Bodens bedeckte.

Maksim warf einen Blick auf die dort liegenden Kleidungsstücke, dann auf den Papierlöwen und sah schließlich wieder Caldan an. »Die Meister wollen dich morgen sehen, vor dem Abendessen. Bitte sorg dafür, dass du vorzeigbar bist. Du bist nur aufgrund ihrer Duldung hier, vergiss das nicht. Also benimm dich entsprechend.«

Die jüngeren Mönche betonten gerne bei jeder Gelegen-

heit seine Position. Caldan ärgerte sich über Maksims Tonfall.

»Du magst mich vielleicht nicht als Mitglied deines Ordens ansehen, Bruder, aber ich bin schon viel länger hier als du oder die meisten der jüngeren Brüder. Ich gebe dir einen guten Rat: Betrachte mich nicht als Außenseiter. Die Meister tun das auch nicht.«

Der Mönch zögerte und verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen. »In den letzten Tagen waren die Meister nicht in guter Stimmung. Vielleicht wollen sie über deine Stellung hier reden, wenn du in ein paar Monaten die Mündigkeit erreichst, aber genau weiß ich das nicht.«

Caldan erkannte die kaum verhüllte Spitze in Maksims Worten. Einige Male hatten er und die Meister darüber gestritten, was er als Mündel des Klosters tun und lassen durfte, solange er nicht geweiht war. Vielleicht hatten sie inzwischen über seine Zukunft entschieden.

»Möglicherweise. Aber wir werden abwarten müssen, nicht wahr? Danke, Bruder. Gibt es sonst noch etwas?«, fragte er und verneigte sich.

Maksim schüttelte den Kopf, drehte sich um und ging.

Caldan betrachtete den Kleiderhaufen auf dem Boden und seufzte. Er bückte sich und hob einige Kleidungsstücke auf. Dabei kam er zu der Überzeugung, dass das, was die Meister von ihm wollten, wichtig sein musste. Schließlich war er noch nie zu einem Treffen gerufen worden, wenn es nicht um bedeutende Themen gegangen war.

Also stopfte er die Kleidungsstücke in seinen Schrank, ging zu der Schüssel auf dem Tisch und wusch Hände und Gesicht mit lauwarmem Wasser. Er trocknete sich mit einem Handtuch ab und fuhr sich mit den Händen über den rasierten Schädel. Sein Kopf war schon wieder borstig und musste bald

geschoren werden. Es war ein regelmäßig wiederkehrendes Übel. Caldan hatte damit begonnen, den Gepflogenheiten der Mönche zu folgen und sich den Kopf zu scheren, weil er glaubte, dies würde ihnen zeigen, wie dankbar er für ihre Hilfe war, aber inzwischen gingen ihm viele ihrer Gewohnheiten gegen den Strich. Und er fragte sich, was sie wohl hinsichtlich seiner Stellung hier im Kloster beschlossen haben mochten. Er war der Beste in vielen praktischen Künsten wie Dominion und magischem Wirken, und er beschwerte sich auch dann nicht, wenn ihm dumme und sinnlose Aufgaben übertragen wurden. So hatte er zum Beispiel nie gefragt, warum der Hof der Meister dreimal täglich gefegt werden musste – er tat es einfach. Seine Fähigkeiten entwickelten sich rasch, und einige Meister hatten bereits angedeutet, dass sie erfreut sein würden, auch nach dem Eintritt seiner Mündigkeit mit seiner Ausbildung fortfahren zu dürfen, falls er damit einverstanden war.

Caldan war ganz in seinen Gedanken verloren und bemerkte nur am Rande, wie eine kleine Rauchfahne aus dem Papierlöwen aufstieg. Plötzlich brach eine Flamme durch die Oberfläche und breitete sich rasch aus, bis das ganze Tier davon eingehüllt war.

»Bei den Ahnen!«, fluchte er und vertrieb den Rauch mit den Armen, während er schnell das Fenster öffnete. Er zog eine Grimasse, als er den glimmenden Aschehaufen betrachtete. Das war der fünfte, der in genauso vielen Tagen verbrannt war. Irgendetwas machte er falsch.

Aber was? Schnell warf er die Überreste aus dem Fenster.

Eine Glocke schlug viermal und zeigte damit die Stunde an. Er lief aus der Tür und eilte zu seiner Verabredung mit Jemma. Auf dem Weg rieb er sich die Ascheflecken von den Händen.

Die Funken flogen, doch Caldan nahm den Lärm des knisternden Feuers kaum wahr. Der Flammenschein tanzte durch den Raum, verdrehte jeden Umriss und verzerrte alle Perspektiven. Yasmin hatte Jemma begleitet, jetzt kniete sie vor dem Feuer und stocherte in dem brennenden Holz herum. Da sie sich nicht für Dominion interessierte, beachtete sie Jemmas und Caldans Spiel kaum. Mit ihrem blonden Haar und der blassen Haut war sie wie die eine Seite einer Münze, während Jemma die andere war.

Jemma hielt den Kopf schräg, hatte die Stirn gerunzelt und richtete ihre ganze Konzentration auf das Spielbrett. Es war von viel besserer Qualität als die, die Caldan üblicherweise benutzte. Außerdem war es groß, maß vier Schritte an den Seiten, und das dritte, oberste Bord war so hoch, dass man sich auf einen Stuhl stellen musste, um es zu erreichen. Die meisten Spielsteine bestanden aus geschnitztem Obsidian, aber es gab auch einige aus klarem, rosigem oder rauchfarbem Quarz in Gestalt von mythischen Kreaturen und stilisierten Menschen.

Nachdem seine letzten beiden Züge Jemma verblüfft und ihre Pläne zunichtegemacht hatten, war sie um das Brett herumgegangen und hatte das Spiel aus allen Blickwinkeln heraus mit gerunzelter Stirn betrachtet. Sie hatte offensichtlich keine Ahnung, welche Taktik sie anwenden sollte, damit sie aus ihrer misslichen Lage herauskam, und es musste ihr bewusst sein, dass sie sich in einer sehr heiklen Position befand.

Sie begreift nicht, dass sie schon verloren hat.

Caldan wollte zuvorkommend sein und bot den beiden jungen Frauen Erfrischungen von einem Teller an, auf dem sich in Scheiben geschnittene Früchte befanden, und schenkte ihnen dazu aus einer Flasche Wein ein. Er war es

nicht gewohnt, eine andere Person zu bewirten, von zweien erst gar nicht zu reden, und er wusste nicht, ob er sich mehr auf das Spiel oder auf die jungen Frauen konzentrieren sollte. Auf der einen Seite hielt er sich so nahe wie möglich bei Jemma und Yasmin auf und plauderte mit ihnen, so gut er es vermochte, auf der anderen Seite beachtete er sie zwischendurch gar nicht mehr, sondern analysierte nur das Spiel.

Jemma nahm ein Stück Birne vom Teller und warf ihm dann einen finsternen Blick zu. »Verflucht sollst du sein! Warum bist du nur so gut in diesem Spiel?«

Caldan lächelte abwehrend und hob die Hände. »Harte Arbeit und ein nicht unbeträchtliches Talent.«

Jemma murmelte etwas Unverständliches. Sie kaute zuerst auf einem Fingernagel, dann auf der Birne herum und warf einen kurzen Blick auf Yasmin. Dann trat sie näher an die Seite des Brettes heran, damit sie einen besseren Überblick bekam. Ihr blieb nur noch ein einziger Zug, während Caldan fünf übrig hatte. Vor dem Spiel hatte er beschlossen, sich selbst zu benachteiligen, indem er diese nicht benutzte, aber natürlich hatte er ihr davon nichts gesagt.

Yasmin bediente sich bei den getrockneten Feigen. »Es scheint mir, dass er dich in der Hand hat. Im Spiel zumindest.«

Jemma rümpfte die Nase. »Beim nächsten Mal kannst du in deinem Zimmer bleiben und dich alleine beschäftigen.«

Yasmin kicherte. »Sei nicht böse, nur weil du verloren hast. Du hast noch nie gegen Caldan gewonnen, und es sieht auch nicht so aus, als würde sich das in der nächsten Zeit ändern. Außerdem bin ich froh, dass ich mitgekommen bin. Schließlich muss jemand euch beide im Auge behalten, damit keine Gerüchte entstehen. Ein junger Mann und eine junge Frau stundenlang allein in einem Raum ... Wer weiß, was die Leute

denken würden? Ihr solltet euch sorgfältig überlegen, wie oft ihr zusammen gesehen werden wollt.«

»Es ist doch nichts dabei, miteinander Dominion zu spielen«, sagte Jemma.

»Hm«, meinte Yasmin. »Aber ihr müsst zugeben, dass es Gerede geben könnte, wenn ihr beide nachts zusammen seid. Zum Beispiel wäre Marlon sicherlich sehr aufgebracht, wenn er etwas Unschickliches hören würde.«

»Die Leute denken sowieso, was sie wollen, egal, ob sie dafür Beweise haben oder nicht. Stimmt das etwa nicht, Caldan? Zwischen uns läuft schließlich nichts.«

Sein Gesicht wurde heiß. Er wandte sich von den beiden jungen Frauen ab und tat so, als würde er das Spielbrett eingehend betrachten. »Äh ... ja. Nein.«

»Wir können nur hoffen, dass Marlon das genauso sieht«, meinte Yasmin.

»Nun, wenn er die Wahrheit wissen will, muss er mich bloß danach fragen.« Jemma betrachtete ihre Finger und wischte sie an ihrer Hose ab.

Aus den Augenwinkeln sah Caldan, wie sie sich zu ihm umdrehte.

»Ich habe keine Möglichkeit gefunden, aus deinem klugen kleinen Hinterhalt herauszukommen. Ich nehme an, du hast gewonnen.«

»Ja. Entschuldigung«, sagte er kleinlaut.

Yasmin sah Jemma an und rollte mit den Augen.

»Es war eine sehr gemeine Falle«, sagte Caldan, »die sich vorhin erst ergeben hat. Ich sollte sie in Erinnerung behalten. Wenn du meine Strategie ein paar Züge früher bemerkt hättest, wäre es viel knapper geworden.«

Jemma nickte. »Einige Meister sagen, dass du sie eines Tages übertreffen wirst. Du seist zwar nicht so begabt wie der

berühmte Schüler Kelhak, aber auf alle Fälle außergewöhnlich.«

»Niemand ist so gut wie Kelhak«, sagte Caldan und schüttelte den Kopf. »Manchmal glaube ich, er ist nur ein Mythos.«

Yasmin kaute auf einer Feige herum, leckte sich die Lippen, räkelte sich auf ihrem Stuhl und rückte näher an die Weinflasche heran. »Was ist da drin, Caldan? Nachdem ich mir eure Schlacht angesehen habe, könnte ich einen guten Tropfen vertragen. Das war ganz schön ermüdend.«

»Yasmin«, sagte Jemma, »du weißt doch, wie du dich nach einem Glas Wein aufführst. Caldan soll doch nicht glauben, du seist eine Trinkerin, oder?«

»Ein Schluck kann nicht schaden. Außerdem glaube ich, dass ich heute Abend etwas gegessen habe, was mir nicht bekommen ist.«

Jemma trat an den Tisch und nahm die Flasche an sich, bevor Yasmin sie packen konnte. Sie brach das Siegel, nahm einen raschen Schluck und schloss die Augen in offensichtlichem Behagen, als sie den Wein auf der Zunge schmeckte.

»Hui, Caldan, wo hast du denn den her? Du darfst deinen guten Wein nicht an uns verschwenden, das sind wir doch gar nicht wert.«

Jasmin griff nach der Flasche. »Das ist deine Meinung. Ich für meinen Teil sehe nicht ein, warum wir einen guten Tropfen verschmähen sollten, wenn er uns angeboten wird.«

Caldan schaute an sich hinunter und glättete eine Falte an seinem Hemd. »Es ist ein Geschenk von einem Freund. Mir wäre sogar diese halbe Flasche zu viel. Es ist besser, sie zu teilen, als sie zu verschwenden.«

Jemma zögerte, trat an ihn heran und sah ihm in die Augen. »Ein ›Freund‹, der in Schwierigkeiten gesteckt und Hilfe gebraucht hat?«

»Ja. Es war etwas Unbedeutendes. Bei gewissen Dingen sind den Stadtwachen die Hände gebunden. Und manchmal ist ein anderer Ansatz nötig, um eine Schwierigkeit zu beseitigen.«

Jemma stieß einen verzweifelten Seufzer aus und warf Yasmin, die mit gehobenen Brauen dasaß, einen raschen Blick zu.

»Wie lange machst du das schon?«, fragte Jemma. »Und was sind das für Schwierigkeiten, mit denen die Stadtwache nicht umgehen kann?«

»Wie ich schon sagte: kleine Sachen. Die Leute haben eben manchmal Probleme, das ist alles. Und die Wachen brauchen Beweise, bevor sie tätig werden können.«

»Ach, brauchst du etwa keine?«

»Nein, so ist es nicht. Ich kann gewisse Dinge bloß besser einschätzen. Weil ich aufmerksamer bin als sie. Ich sehe Muster. Darin bin ich gut. Manchmal muss ich tätig werden, noch bevor die Wachen alarmiert werden können, aber meistens bin ich in der Lage, eine Lösung zu finden, und die Wachen übernehmen den Rest.«

»Du *arbeitest* also für die Wache?«

»Nein ... eigentlich nicht. Die Leute bitten mich, etwas zu unternehmen, wenn sie nicht genügend Beweise haben, um zur Stadtwache zu gehen, und sie geben mir für meine Dienste, was sie können: Silberdukaten, Speisen, Wein – was immer sie erübrigen können. Aber da manche Familien nicht viel haben, übe ich mich bei ihnen in Bescheidenheit.«

Jemma trat an das Spielbrett heran und nahm einen Stein aus Rosenquarz auf, der die Form einer seltsamen pelzigen, geflügelten Kreatur hatte. Sie fuhr mit dem Finger über die Umrisse, schwieg eine Weile und sagte dann: »Auch wenn es nicht gegen das Gesetz des Kaisers verstößt, könntest du doch

mit dem Kloster in Schwierigkeiten geraten, weil du die Zaubergilde hintergehst. Diese Insel gehört noch immer zum mahrusischen Reich.«

Yasmin schwieg eine Weile, dann sagte sie: »Vielleicht braucht unser Freund hier etwas, womit er sein Leben würzen kann. Oder vielleicht ist er ein Mann von edler Natur, der einfach den weniger Glücklichen zu Hilfe eilt. Siehst du dich selbst als einen guten Menschen, Caldan?«

»Ich will bloß helfen. Für manche Menschen außerhalb des Klosters ist das Leben schwer. Die meisten Schüler haben Börsen voller Geld, das ihnen ihre Eltern geschenkt haben, und sie haben keine Ahnung, wie hart das Leben in der wirklichen Welt sein kann.«

Jemma stellte den Spielstein zurück auf das Brett und lächelte. »Jetzt haben wir genug Bedeutungsschweres geredet. Reich uns den Wein, Yas. Ich bin ganz ausgetrocknet, und mein Hirn braucht etwas Entspannung nach dieser schwierigen Partie.«

Doch stattdessen reichte Yasmin die Flasche an Caldan weiter. »Zuerst sollte Caldan etwas bekommen. Er hat sich das schließlich verdient.«

Jemma rümpfte die Nase und lachte. »Also gut, der Gewinner des Spiels sollte wohl eine Belohnung für seine Mühen erhalten. Aber gib sie mir, wenn du fertig bist.«

Caldan ergriff die Flasche, wischte mit dem Ärmel über die Öffnung und nahm einen Schluck. Und das tat gut. Er fragte sich, ob Yasmin über das, was sie gehört hatte, schweigen würde, denn sie war schließlich nicht seine, sondern Jemmas Freundin. Wenn sie ihm schaden wollte, konnte sie dies nun mit Leichtigkeit tun.

Hör auf damit, sagte er zu sich selbst. *Es ist ihr doch vollkommen gleichgültig, was mit dir geschieht.* Die Wärme des Feuers

und der Wein, den er getrunken hatte, halfen ihm beim Entspannen. Bisher hatte er den Abend genossen und war zufrieden damit, zu dieser späten Stunde in Jemmas und Yasmins Gesellschaft zu sein.

Die Holzscheite verbrannten im Kamin langsam zu Kohle, und das Schweigen zwischen den Gesprächen wurde immer länger. Schließlich gähnte Yasmin, und Jemma lächelte ihr zu. Beide standen auf.

Jemma beugte sich über Caldan, der auf seinem Sessel zusammengesackt war. Mit dem einen Bein schaukelte er, und seine Augen waren halb geschlossen.

»Wir müssen jetzt gehen. Morgen früh haben wir Unterricht im magischen Wirken, und wir wollen nicht weniger als unser Bestes geben, da noch nicht entschieden ist, wo jeder Einzelne am Ende des Jahres stehen wird. Trink nicht den ganzen Wein allein, ja?« Sie schlenderte zur Tür und sagte im Rausgehen noch: »Gute Nacht.«

Yasmin winkte über ihre Schulter hinweg, als sie durch die Tür traten. Spuren ihres Parfüms schwebten noch in der Luft und gingen allmählich im Geruch des kokelnden Feuers unter. Caldan mühte sich aus seinem bequemen Sessel, legte einige Äste auf die Kohlen und fachte das Feuer zu neuem Leben an.

Ohne Vorwarnung fuhr ihm ein stechender Schmerz durch die Beine. Er geriet ins Taumeln und musste sich an der Wand abstützen. So plötzlich, wie der Schmerz ihn überfallen hatte, verschwand er wieder. Caldan sog die Luft durch die zusammengepressten Zähne ein und richtete sich langsam auf. Das war nicht das erste Mal gewesen. Während der letzten Wochen hatte er immer wieder solche Schmerzanfälle gehabt. Vielleicht war es ein Wachstumsschub? Er war sich nicht sicher.

Caldan ging hinüber zum Spielbrett und machte sich daran, die Steine zurück in die mit Samt ausgekleideten Behälter zu legen. Bald bemerkte er, dass seine Handlungen geradezu ehrerbietig waren, als ob die geschnitzten Spielsteine eine tiefere Bedeutung besäßen. Nachdem er den letzten weggelegt und die Schachtel für die nächsten Spieler offen gelassen hatte, hielt er inne. Seine Stimmung hatte sich beträchtlich aufgehellt, als die beiden Mädchen bei ihm gewesen waren, doch nun, da er wieder allein war, stieg die Mutlosigkeit erneut auf ihn herab. Jemma und ihre Versuche, sich mit ihm anzufreunden, machten für ihn die Zeiten, in denen er allein war, nur noch schwerer.

Aber sie will mit mir befreundet sein, und deshalb muss ich vielleicht nicht mehr alleine sein.

Von dieser Welle der Hoffnung getragen, machte er sich auf den Weg zur Tür, wobei er den Rand des Spielbrettes mit dem Finger nachfuhr. Er seufzte, betrachtete die Steine und hielt bei einem Rauchquarz inne. Dieser glich einem dünnen, in Federn gekleideten Mann, der etwas in der rechten Faust hielt. Diese Figur wurde der Reisende genannt. Niemand wusste, was er darstellen sollte, ob er einem alten Helden oder Schurken nachgebildet war, oder was er in der geballten Faust hielt. Dieser Stein war auf dem Spielbrett unberechenbar: Je nachdem, wo er gerade stand, wechselten seine Eigenschaften von einem farbigen Quadrat zum nächsten. In der letzten Zeit war er in vielen Strategien vorgekommen, die Caldan in seinem Spiel angewandt hatte, und er hatte etliche Gegner damit überrascht. Wegen seiner Unbeständigkeit wurde der Reisende nicht oft eingesetzt, doch inzwischen war er zu Caldans Lieblingsfigur geworden, denn seine Instabilität fügte dem Spiel einen neuen Schwierigkeitsgrad hinzu, der es für Caldan noch interessanter machte.

Er schenkte dem Raum einen letzten Blick und überprüfte, ob sich alles an seinem Platz befand. Zufrieden schloss er die Tür hinter sich und begab sich zu seinem Zimmer. Öllampen erhellten die Korridore auf seinem Weg. Es war gut, nun ein wenig zu schlafen, bevor er am nächsten Tag seine Pflichten wiederaufnehmen würde, den Unterricht im magischen Wirken besuchte und sich mit den Meistern traf.

2



Am nächsten Tag stieg Caldan etwas später als sonst die letzte Treppenflucht hoch und ging dann durch den Korridor, der ihn zu den Zimmern führte, in denen das magische Wirken gelehrt wurde. Schwaches Licht aus Lampen, die mit Waltran gefüllt waren, erhellte den Weg. Magische Kugeln hätten eine bessere, beständigere Lichtquelle geboten, aber sie waren teuer, und die Mönche hielten nichts von Luxus.

Steinstatuen schmückten den Gang. Viele ähnelten Steinen des Dominion-Spiels oder schienen zumindest irgendwie damit in Verbindung zu stehen. Trotz ihres vertrauten Aussehens machten ihn diese unheimlichen Kreaturen und missgestalteten Menschen immer wieder nervös, wenn er sie sah, und er beschleunigte seine Schritte.

Vor einer großen Tür mit Beschlägen aus grauem Stahl blieb er stehen. Die Oberfläche war voller Schnitzereien aus Runen und Wächtersymbolen, von denen er einige erkannte. Ihr Stil sprach von hohem Alter. Die Tür schwang mit knirschenden Angeln auf.

Unzählige dunkle Holztische und Stühle, die mit Zaubermaterialien und Büchern beladen waren, erweckten den Eindruck großer Unordnung. Auf Regalen an der einen Wand befanden sich Schnitzwerke aus Holz und Stein sowie eine